

Dienstag, 4. Juni 2024

So schön sieht Inklusion aus

Anna Raymann

Wie schnell es gehen kann: Da sprintet man auf den Zug, vergisst die Regenglätte in der Bahnhofspassage und schon liegt man am Boden – und der Arm bald darauf in der Schiene. Schlimm ist das in der Regel nicht, die Verletzung heilt. Doch der Alltag stellt einem bis dahin lauter Stolperfallen. Die einen sind gröber, die anderen wirken zunächst banal, wie das Gemüse, das man einhändig statt auf die Gabel eher vom Teller schiebt.

Erhebungen gehen davon aus, dass 1,2 bis 1,8 Millionen Menschen in der Schweiz eine Behinderung haben. Die Zahlen unterscheiden sich je nach Statistik, weil «Behinderung» sehr unterschiedlich definiert werden kann. Fast jeder Mensch erlebt in seinem Leben aber eine Art der Einschränkung. Sei es durch Gebrechen im Alter, durch einen Unfall oder, seltener, bereits von Geburt an.

Trotzdem ist unsere Umwelt dafür nicht gebaut. Beim Versuch, eine Umgebung zu gestalten, die möglichst vielen Menschen «passt», müssen Designer und Architektinnen auf gewisse Normen und Standardisierungen zurückgreifen. Einen der bekanntesten Ansätze fand man auf der früheren Zehn-Franken-Note abgebildet. Der Architekt Le Corbusier stellte sich eine Architektur nach menschlichen Proportionen vor. Hierzu verzeichnete er den Goldenen Schnitt mit den Standardmassen eines Menschen, die er zunächst bei 175 Zentimeter, schliesslich bei 183 Zentimeter Körpergrösse festlegte.

Sind wir alle irgendwie behindert?

Die Durchschnittsgrösse der Schweizer Männer liegt heute bei 177 Zentimetern. Ich liege mit 168 Zentimetern zwar noch über dem Schweizer Durchschnitt der Frauen. Je nach Re-

Wie essen, wenn die Hände zittern? Wie aufstehen, wenn die Beine schwanken? Eine Ausstellung in Zürich zeigt Stühle, Teller und Prothesen, die den Alltag erleichtern.



Mit dem eleganten Geschirrsatz «kwer» von Dversa Studio ist Essen nicht nur «schön», sondern auch leichter. Bild: Noëmi Burkhalter



Sarah Hossli hat einen Stuhl entworfen, der Menschen im Alter die Hand reicht. Bild: Girsberger AG



«Circleg» entwickelt ein nachhaltiges Beinprothesensystem. Bild: Henry Robinson/Circleg

gal muss ich dennoch auf einen Schemel stehen, um an das oberste Brett zu gelangen. Ein Mensch mit Rollstuhl hat diese Möglichkeit nicht.

Design schliesst viele aus. «We are all handicapped» – «Wir sind alle behindert» – erklärte Victor Papanek bereits in den späten 60er-Jahren seinen Studierenden. Der österreichisch-amerikanische Gestalter gilt als Vorreiter eines sozialen Designs.

Design schliesst viele ein – wenn denn «gut» gestaltet wurde. Wie das gehen kann, zeigt zurzeit eine lustvolle Ausstellung im Museum für Gestaltung in Zürich. Der Titel «Design für alle? Vielfalt als Norm» klingt didaktischer, als das breit gefächerte Panoptikum tatsächlich ist, das die Kuratorinnen Sara Zeller und Evelyn Steiner zusammengetragen haben.

Entlang einer 22 Meter langen Rampe zeigen sie Objekte und Produkte, die den Alltag auf unterschiedliche Weise zugänglich machen. Zu sehen sind wohlthuende Entwürfe und handfestes Werkzeug, manches ist pragmatisch, manches überraschend.

Ein Stuhl, der beim Aufstehen hilft

Inklusion, das wird hier offensichtlich, sieht nicht clean und steril aus. Nicht einmal dann, wenn es um medizinische Produkte geht.

«Circleg» geht hier mit seinen Beinprothesen mit selbstbewusstem Schritt voran. Die Idee entstand 2018 in einem Bachelorprojekt an der Zürcher Hochschule der Künste, inzwischen hat das Start-up erste Partnerschaften mit Krankenhäusern in Westafrika, wo der Bedarf hoch ist. Die künstlichen Waden, Füsse und Gelenke werden, so weit wie möglich, aus rezyklierten Materialien hergestellt. Sie sind individualisierbar und modular, jedes einzelne Teil kann repa-

riert werden von ausgebildeten Partnern vor Ort. Es ist ein Gestalten, das nicht beim Produkt endet, sondern den Menschen mitdenkt.

Wie dem Menschen auf der Strasse gibt es auch hier etliche Objekte, deren «Behinderung» man nicht ansieht. Ein Stuhl ist zunächst simpel und ergreifend einfach ein schöner Stuhl. Da wurde solides Holz verbaut und ein bequemes Polster eingesetzt. Der Stuhl der Luzernerin Sarah Hossli für Girsberger macht aber nicht nur das Sitzen angenehm, sondern auch das Aufstehen leichter, insbesondere im Alter, wenn die Beine müde werden. Die verlängerte Armlehne hilft beim Hochdrücken aus dem Polster. Sie ist durchgängig um das Möbel geführt und wird so beim Gang durch das Wohnzimmer von allen Seiten zur Stütze.

Es ist ein Beispiel dafür, wie sich Möbeldesign für eine alternde Gesellschaft mitentwickeln kann, ohne Pragmatismus über Ästhetik zu stellen. Wir alle sind gelegentlich froh um eine Hand, die uns gereicht wird. Umso schöner, wenn dies die Designerinnen und Designer auf so unaufdringliche wie beherrliche Weise tun.

Kommen wir zuletzt zurück zum Ausgangsproblem, dem Arm in der Schiene. Die Ernährung muss nicht umgestellt werden, wenn der Tisch richtig gedeckt ist. Dversa Studio aus Bern hat das elegante Geschirrsatz «kwer» entwickelt. Die Suppenschüssel hat am Boden eine Schräge, damit man sie nicht kippen muss, um an den letzten Löffel zu gelangen. Beim Teller ersetzt ein feiner Rand in der Mitte das Messer, wenn man die Erbsen auf die Gabel schieben will.

Design für alle? Vielfalt als Norm. Bis 20. Oktober. Museum für Gestaltung im Toni-Areal in Zürich.

Lyrik unter der Lupe: Hanspeter Müller-Drossaart, «Zwäimal blai»

Köstliche, «schwarzlünige» Gedichte

Florian Bissig

Er hat ob seinem professionellen Bühnendeutsch die Schweizer Mundart nicht vergessen. Im Gegenteil, der gebürtige Obwaldner, der in Uri aufwuchs, pflegt als Lyriker gleich zwei Innerschweizer Dialekte. 2015 legte er mit «zittrigi fäkke» einen Gedichtband in Obwaldner, 2018 mit «gredi üüfe» einen in Urner Mundart vor. Später folgte ein mehrsprachiger Auswahlband mit hochdeutschen Übertragungen.

Sein neuer Band «Hiäsigs» versammelt nun Gedichte und Geschichten in beiden Dialekten, die mit teilweise ausführlichen Anmerkungen versehen sind. Mit ihrer Hilfe haben neben den «Hiäsigen» auch die Auswärtigen eine Chance,



Hanspeter Müller-Drossaart. Bild: zvg

die Texte im Original zu lesen und zu verstehen. Müller-Drossaarts Annotationen sind köstliche kleine Texte eigenen Rechts, die dem Leser helfen, den Mundartausrücken auf die Spur zu kommen.

Die Erläuterung «Zwängel: Zwerg, lebhaftes, kleines Kind» etwa sucht die sprachliche Kluft mittels der etymologischen Verwandtschaft zur hochdeutschen Vokabel zu überbrücken. Und «Guitschli: kleine Kutsche, Kinderwagen» erweitert gar unser Vorstellungsvermögen, indem sie einen Kinderwagen als kleine Kutsche sehen lässt.

Die kleinen Heranführungen geben mit dem Einblick in die Sprache auch einen Einblick in die Welt der beiden Gebirgskantone. Müller-Drossaart erweist sich so als ein sorgfältiger Betreuer und Vermittler der Mundarten. Ein Purist ist er indessen nicht, denn er kreiert auch selbst Mundartausdrücke und demonstriert, dass die Dialekte am Leben sind. So spendiert er dem

Urkanton den neuernerdeutschen Ausdruck «schwarzlünig» für melancholisch.

Vom «Zwängel», der in seinem «Guitschli» allzu fest «rangged», also zappelt, handelt ein besonders berührendes Gedicht des Bandes, «Zwäimal blai». Es erzählt auf knapp zwei Seiten die Lebensgeschichte von Müller-Drossaarts Schwester Lydia, die als Dreijährige aus dem Kinderwagen gefallen war. Das Mädchen sei «chnitschblai» geworden und habe in der Folge nicht gesprochen und sei nicht mehr gelaufen. Später meinten die Doktoren, «duezmale / sygg eppis im Chopf verhyyd», und prophezeiten ihr einen frühen Tod.

Doch Lydia hat später wieder gesprochen und war sogar über den Kinzigpass «gschuened»,

geschuht, gelaufen – noch so ein wunderbares Dialektwort. Sie hat auch gern gegessen, und «hienta mid wenig chindliche Wood / dyytich und dyytlich d Mäinig gsäid». Auch ihr Bruder braucht nicht viele Worte zu machen, um anzudeuten, wie dieser aussergewöhnliche Mensch von seinem Umfeld angenommen und getragen wurde. «Nume mid em Gspiri z versta / vom Lache is Briäle oni Übergang / sibezz Jaar lang Tag uis Tag i yysi / Pfunzle yysis Guitschi-Chind». «Pfunzle», also Funzel, nannten sie Lydia, die gewiss nicht die Hellste war und deren ganzes Leben vom Guitschli-Vorfall der Kindheit geprägt blieb.

Ihr Ende kam ebenso jäh wie damals die folgenreiche Wendung ihres Lebens, und das Menetekel ist abermals

die Farbe Blau: «Vor es par Tage vor luitir Gluscht / glätig ä blaii Zwätschge ine geschopped», und der Erstickungstod war die Folge. Es war dies vor zwei Jahren. Lydia wurde fast siebzig Jahre alt. Die letzten Zeilen von Müller-Drossaarts poetischem Nachruf auf seine Schwester sind gleichsam aus der Welt-sicht der kindlich gebliebenen Lydia gesprochen, in der nicht nur die verstorbenen Eltern, sondern auch Christkind, Osterhase und die Puppen (Titti) wichtige Rollen spielten. «Etz hed äs syyni Titti s Chrischtchindli / dr Ooschterhaas dr Vatter und d Muetter / fir äister und ewig alli wider binenand».

Hanspeter Müller-Drossaart, «Hiäsigs. Gedichte und Geschichten». Bildfluss 2024.